

Zurück aus Afrika

Wie sich Bremer Ärzte im Ausland engagieren

Sabine Doll 27.12.2016

Ob nun durch „Ärzte ohne Grenzen“ oder „ArcheMed“: Auch Bremer Ärzte engagieren sich ehrenamtlich in ärmeren Regionen der Welt. Dabei erleben sie viel Leid. Aber auch Hoffnung.



Gabriele Kolb mit einigen der kleinen Patienten, die in dem Krankenhaus in der eritreischen Hauptstadt Asmara behandelt werden. Viele kennt sie bereits seit der Geburt: Die Bremerin arbeitet bei ihren Einsätzen in der Frühgeborenenstation. (Sabine Doll, Privat / frei)

Henner Kolb klickt sich durch die Bilder in seinem Computer. Dutzende sind es, die vor allem Babys und Kleinkinder zeigen. Alle hat der Kinderchirurg operiert. Und viele von ihnen treffen er und seine Frau Gabriele wieder, wenn sie nach Eritrea zurückkehren. „Zweimal im Jahr reisen wir für zwei Wochen in die Hauptstadt Asmara und behandeln dort die kleinen Patienten“, sagt der 77-Jährige. Mehr als 30 Jahre lang hat er als Chirurg im Klinikum Bremen-Mitte gearbeitet, zuletzt als leitender Oberarzt. „Wir haben uns überlegt: Wir sind

gesund, haben ein gutes Leben und wir können anderen Menschen helfen“, sagt Henner Kolb.

Die Wahl für ihr ehrenamtliches Engagement ist auf Eritrea und die Nichtregierungsorganisation „ArcheMed – Ärzte für Kinder in Not“ gefallen. Der Name Arche ist nicht zufällig gewählt: „Wir möchten wie die Arche eine Zuflucht bieten“, sagt der Gründer Peter Schwidtal. Der gemeinnützige Verein leistet medizinisch-humanitäre Hilfe für kranke Kinder in Eritrea. Ziel ist es, den Patienten zu helfen, die medizinische Infrastruktur aus- und aufzubauen, eritreische Fachkräfte auszubilden und ihnen damit zu ermöglichen, künftig selbst ihre Patienten zu versorgen. Seit 2005 – kurz nach seiner Pensionierung – reisen die Kolbs regelmäßig in die Hauptstadt Asmara, dort befindet sich mit dem Orotta-Hospital das Kernprojekt des Vereins.

Kurz vor Weihnachten sind Henner und Gabriele Kolb von einem zweiwöchigen Einsatz in Asmara zurückgekehrt, und wie jedes Mal haben Dutzende Patienten auf die Bremer Krankenschwester und den Kinderchirurgen gewartet. „Jedes Ärzteteam wird im Radio angekündigt“, sagt der Arzt. Neben den Chirurgen gibt es bundesweite Teams unter anderem aus Onkologen, Urologen, Neuro- und Herzchirurgen, die abwechselnd in das afrikanische Land reisen und dort ehrenamtlich Kinder behandeln.

Familien reisen aus dem ganzen Land an



Zweimal im Jahr fahren Henner Kolb und seine Frau nach Eritrea. (Frank Thomas Koch)

„Aus dem ganzen Land reisen die Eltern mit ihren Kindern an“, sagt Henner Kolb. Zwischen 100 und 150 Mädchen und Jungen werden in dem kurzen Zeitfenster untersucht, zwischen 50 und 80 Operationen stehen jedes Mal auf dem Plan. „Im Grunde stehen wir die ganze Zeit im OP, aber dafür sind wir da.“ Neben den üblichen Erkrankungen im Kinder- und Jugendalter wie Nabelbrüchen bekommen die Ärzte auch Dinge zu sehen, die hierzulande

nur sehr selten vorkommen. „Das sind zum Beispiel große Tumore oder angeborene Fehlbildungen, die bei uns schon viel früher operiert worden wären“, sagt der Bremer Chirurg.

Eritrea ist ein armes Land, etwa 50 Prozent der Bevölkerung leben unterhalb der Armutsgrenze. Zwar haben die armen Einwohner einen kostenfreien Zugang zu den Krankenhäusern in den größeren Städten, allerdings ist die medizinische Versorgung in der Breite nur unzureichend entwickelt, sagt Henner Kolb. Dazu komme, dass die Bevölkerung in den ländlichen Provinzen oft zunächst einen Heiler aufsuchten.

Rund 40 Geburten pro Tag

Gabriele Kolb kümmert sich um die Kinder auf der Geburtsstation, viele von ihnen sind Frühgeborene. „Wir haben eine gut funktionierende neonatologische Station aufgebaut, ein Problem ist aber die Nachsorge, wenn die Eltern das Krankenhaus mit den Kindern verlassen“, sagt die 58-Jährige. Die Geburtsstation ist immer voll belegt. „Im Schnitt haben wir jeden Tag rund 40 Geburten, das ist das pralle Leben“, sagt Gabriele Kolb. Die Bremer Helfer sind bereits mit den Vorbereitungen für ihren nächsten Einsatz beschäftigt. Im Februar geht es erneut nach Asmara, wieder für zwei Wochen. Nach jedem Einsatz überlegen sie, ob sie ihr Engagement langsam zurückfahren sollten. „Aber irgendwie bringen wir es nicht übers Herz“, sagt Henner Kolb.

Denis Pineda kann das gut verstehen. Auch er ist immer wieder für die Organisation „Ärzte ohne Grenzen“ im Einsatz. Der Arzt ist unter anderem in Tropenmedizin ausgebildet, im Bremer Gesundheitsamt ist er seit 2009 für Infektionserkrankungen zuständig. Mehrere Male war der 47-Jährige bereits in Angola im Einsatz, unter anderem während einer Cholera-Epidemie. Ein anderes Mal in einem Behandlungszentrum für unterernährte Kinder. 2014 fragte „Ärzte ohne Grenzen“ bei ihm an: Es geht um einen Einsatz während der Ebola-Epidemie in Sierra Leone. „Wenn ich gebraucht werde, steht es außer Frage, dass ich dabei bin“, sagt der aus Kuba stammende Arzt. Nur wenige Tage nach der Anfrage ist Denis Pineda in Sierra Leone, baut ein Zeltkrankenhaus mit 96 Betten auf.

Risiko bleibt trotz Schutzanzügen



Denis Pineda ist für „Ärzte ohne Grenzen“ unterwegs – auch in Ebola-Gebieten. (Frank Thomas Koch)

Der Ebola-Einsatz ist auch für ihn der bislang beeindruckendste und gefährlichste: „Über das persönliche Risiko macht man sich eigentlich keine Gedanken, man versucht das zu

ignorieren“, sagt er. Aber: Bei Ebola ist das anders. Eine Woche nach seiner Ankunft in Sierra Leone infiziert sich ein Kollege der Weltgesundheitsorganisation WHO mit dem tödlichen Virus, trotz Schutzanzügen und höchster Sicherheitsvorkehrungen.

„Er wurde zur Behandlung nach Deutschland geflogen, und er hat überlebt. Eine andere Kollegin ist gestorben“, sagt Pineda. „Das war ein Schock und eine schwierige Zeit für uns.“ Es gibt aber auch die Momente der Hoffnung: „Die größte Freude ist es, einen von Ebola geheilten Menschen zu entlassen“, sagt der Arzt. Pineda gelingt es, die erste schwangere Ebola-Patientin erfolgreich zu behandeln. „Ich bin jederzeit bereit“, sagt er.